Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 9

Artikel: Der Schicksalstag von Waterloo (18. Juni 1815)
Autor: Haggenmacher, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662737

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu Hause aber find't es schier
Nicht mehr die rechte Kammertür.
Sum sum,
Das ist ja ganz bedenklich!

Hat ihm der Wirt mitsamt dem Faß
Ein Dipslein angehängt zum Spaß,
der Schlimme?
Die Schwestern kommen: „Seht, ei seht!
Schäm dich und mach dich flink in's Bett
Sum sum!
Mit deinem Räuschlein!"

Ernst Eschmann.

Der Schicksalstag von Waterloo.

(18. Juni 1815.)

Von Prof. Otto Haggenmacher.

I.

„Der Adler mit den nationalen Farben wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis auf die Türme von Notre-Dame." So weissagte Napoleon I., seiner Verbannung nach Elba glücklich entflohen, in dem Aufrufe, den er am 1. März 1915 an das französische Volk erließ, nachdem er mit seiner kleinen Schar Getreuer in der Nähe von Cannes ans Land gestiegen war. Die in Frankreich wieder zur Herrschaft gelangten Bourbonen, die von der Revolution und dem gewaltigen Kaiser „nichts gelernt und nichts vergessen" hatten, lachten übermütig über die Weissagung des „Abenteurers", des „Wahnsinnigen", des „Verräters", des „Verbrechers", wie der von Elba Entronnene genannt wurde. Doch in kurzer Zeit verging das Lachen ihnen und Millionen in Frankreich, die mit ihnen spotteten. Denn diesmal hatte Napoleon, sonst mit allem Rechte der „Vater der Lüge" genannt, wahr gesprochen. Binnen wenigen Tagen wandelte sich sein kühner Marsch nach Paris in einen Triumphzug. Zahllose Windfahnen und Wendehälse, die bei der Wiedereinsetzung der Bourbonen Hosianna geschrieen, richteten sich wieder zujubelnd nach dem neu aufgehenden Sterne des Korsen; Marschälle und Generäle, die einst ihm und dann den Bourbonen dienten, fielen ihm wieder zu. Weitum roch es in Frankreich nach Meineiden. Die überraschten Bourbonen flohen feig und kopflos. Am 20. März zog Napoleon wieder als Kaiser in den Tuilerien von Paris ein. Man hätte glauben können, die Weltgeschichte habe sich einen Witz erlaubt.

Witze, ob gute oder schlechte, pflegen meist flüchtiger Natur zu sein; dies bewährte sich auch an Napoleons wiedergewonnenem Kaisertum, wenn die Bezeichnung „ein Witz der Weltgeschichte" darauf angewendet werden darf. Nur hundert Tage währte die neue Kaiserherrlichkeit. Dann verschwand sie von der Bühne der Geschichte, über die das Leben und Wirken Napoleons wie ein großartiges, welterschütterndes Drama hinrauschte, ein Drama voll furchtbaren Ernstes, von oft erhebender, mehr aber grauenvoller Größe; ein Drama mit tragischer Schlußkatastrophe, dessen Glücksumschwung deutlich erkennbar im Brande von Moskau und in der Völkerschlacht von Leipzig sich ankündigte.

Die Katastrophe vollzog sich am 18. Juni 1815 bei Waterloo. Und ist

nun auch ein Jahrhundert voll mächtiger Ereignisse und neuer Katastrophen seitdem schon vergangen, jener Junitag fordert zur Erinnerung an ihn heraus als einer der großen Schicksalstage der Weltgeschichte, an denen sich die Geschicke einzelner Größter und Großer, wie ganzer Völker auf Menschenalter hinaus entscheiden. Und es hat einen gewissen Reiz, sowohl die Begebenheiten solcher bedeutsamer Tage, als besonders auch das Gebaren derer an ihnen zu betrachten, deren Schicksalslose günstig oder ungünstig dabei fielen. Napoleon, Wellington, Blücher: auf diese drei wird der Blick in diesen Zeilen sich vor allem richten. Sie sind die Hauptgestalten im Drama von Waterloo.

Am 12. Juni begab sich Napoleon von Paris zur Armee. Eine solche zu schaffen, so schnell es die Umstände gestatteten, war so nötig gewesen; denn die wieder zur Herrschaft gelangten Bourbonen hatten nicht viel dafür getan, und die verbündeten Mächte England, Preußen, Rußland und Österreich sagten dem wiedererstandenen Kaisertum den Krieg an. Das Ziel ihrer Heere war Paris. Umsonst bemühte sich Napoleon, durch Unterhändler beim Kongresse in Wien die verbündeten Mächte seiner Friedensliebe zu versichern, vergeblich suchte er die Trennung unter ihnen weiter zu erhalten, die infolge ihrer echt diplomatischen Falschheiten und Ränke gegen einander eingetreten war. Der Schrecken vor dem wiederkehrenden Korsen ließ die Ränkespinner wieder herzliche Brüderschaft schließen. Sie erklärten die Acht über ihn. Drei große Heersäulen der Verbündeten strebten der Hauptstadt Frankreichs zu, die eine von Oberitalien her über Genf, die zweite vom Rheine bei Basel aus unter Fürst Schwarzenberg, die dritte unter Lord Wellington und Feldmarschall Blücher von den Niederlanden her, während am Mittelrhein Russen die Fühlung zwischen den beiden letztern Armeen vermitteln sollten. Diesen an Zahl überlegenen Streitmächten konnte Napoleon zunächst nur 128,000 Mann entgegenstellen. Demgemäß galt es für ihn, seine vielfach bewährte Taktik zu gebrauchen, nämlich sich möglichst rasch auf den noch nicht genügend vorbereiteten Gegner in kraftvollem Vorstoße zu stürzen, im vorliegenden Falle also die Heere der Verbündeten vor ihrer Vereinigung einzeln anzugreifen und zu schlagen. Und so warf er sich denn Wellington und Blücher in Belgien entgegen.

Die Stimmung aber, in der er bei der Armee eintraf, entbehrte der Zuversichtlichkeit, mit der er in den Tagen seines Glanzes ins Feld zu rücken pflegte. Er hatte Paris gern verlassen. Der Boden brannte ihm dort unter den Füßen. Die Begeisterung, mit der er im März empfangen worden, kühlte sich ja von Woche zu Woche mehr ab. Man mißtraute ihm, zumal in den bürgerlichen Kreisen. Man hatte das Gefühl, daß die von ihm beschworene konstitutionelle Verfassung, durch welche die früher absolute kaiserliche Macht beschränkt war, für ihn nur ein Schein und der am Schaufeste des 1. Juni auf dem Marsfelde geleistete Eid nur eine Gaukelei gewesen sei, um durch Wiederaufwärmung dieses Brauches aus der Zeit der Karolinger die Welt glauben zu machen, das wiederhergestellte Kaisertum sei das Ergebnis einer Volksabstimmung, ein Wunsch des Volkswillens. Und wie man ihm, so mißtraute er den andern und der Lage der Dinge. Deutlich zeigen dies die Worte an Frau Bertrand, die Gattin des Generals, die einst auch mit ihm auf Elba gewesen: „Man muß hoffen, daß wir nicht bald Anlaß haben werden, uns nach Elba zurückzusehnen"; und ferner die Worte an seinen

Minister Fouché, diesen Erzverräter: „Gehe ich unter, so fallen die Patrioten mit mir, und sie würden also ihre Partie schlecht spielen, wenn sie mich verrieten."

Im Gebiete der Sambre kam es zu den ersten kriegerischen Zusammenstößen. Napoleon erkannte den Fehler Wellingtons und Blüchers, daß sie die Vereinigung ihrer Heere nicht schnell genug vollzogen. Am 16. Juni stürzte er sich bei Ligny auf das Heer Blüchers, der im Vertrauen auf Wellingtons Beistand sich in den Kampf einließ, aber in furchtbar blutigem Ringen von der feindlichen Übermacht geschlagen wurde, da Wellington von einem französischen Korps bei Quatrebas am Wege nach Brüssel aufgehalten wurde. Für Blücher war der Tag von Ligny ein Tag bitterer schmerzlicher Erfahrung, seelischer wie leiblicher. Er selbst kam unter seinen zu Tode getroffenen Schimmel zu liegen, hilflos; daß er aus dem Kampfgewühl gerettet werden

Bilder aus dem Grenzdienst. General Wille mit seinem Stab.

konnte, geschah wie durch ein Wunder. Aber auch in den Schmerzen seiner Verletzungen gab er den Mut und die Besonnenheit nicht auf. Nachdem er einen wohlgeordneten Rückzug gesichert, sagte er zu General Gneisenau: „Haben Schläge gekriegt. Müssen die Scharte auswetzen." Wie seine Gegner einen Fehler begingen, so auch Napoleon an diesem Tage, an dem ihm das Glück noch einmal lächelte. Er betrieb nämlich die Verfolgung der geschlagenen Harste Blüchers viel zu lässig und erkundigte sich nicht einmal, in welcher Richtung die Geschlagenen sich zurückzogen. Er überschätzte die Bedeutung seines Sieges und unterschätzte die Entschlossenheit und Tatkraft eines Gegners wie Blücher.

Im Wahn, das preußische Heer sei durch den herben Schlag bei Ligny „zerrüttet", wie er es nannte, also nicht mehr fähig, Wellington Beistand

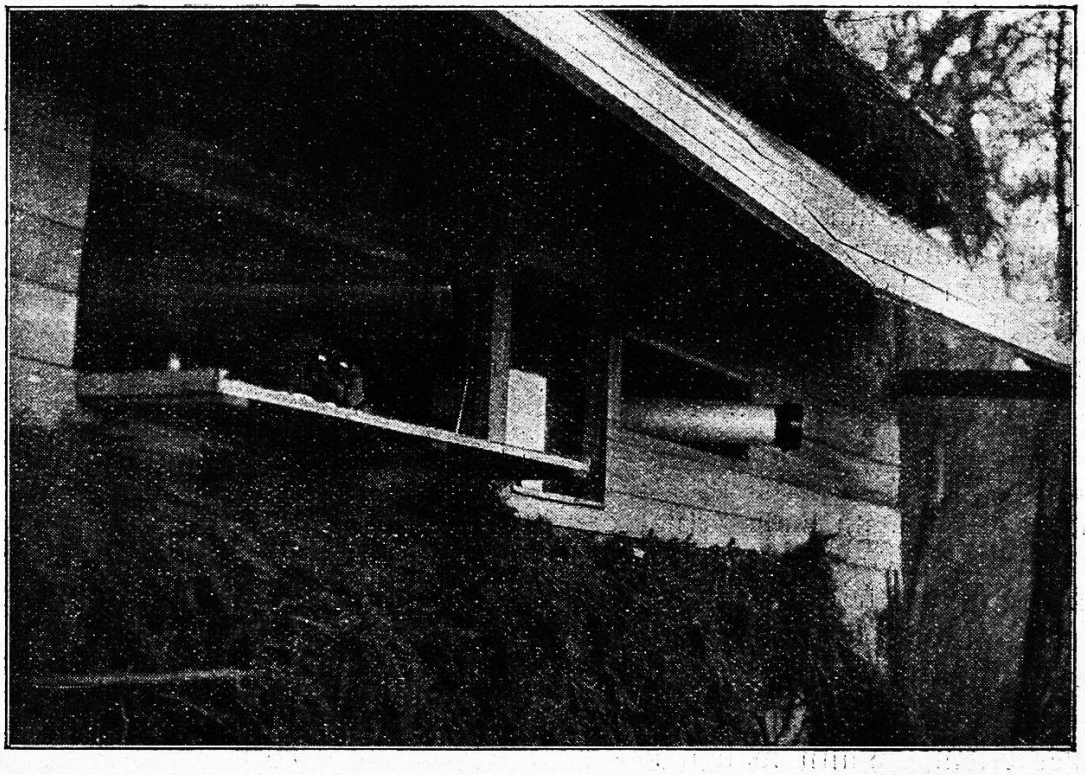
zu leisten, nahm sich Napoleon vor, auch über diesen Gegner herzufallen. Zu diesem Zwecke hätte er aber den 17. Juni rastlos ausnützen sollen. Er tat es nicht, sondern überließ sich einem langen, tiefen Schlafe, so daß seine Truppen fast den ganzen Morgen untätig bei Fleurus stehen blieben. Unmutig äußerte sich der General Vandamme: „Der Napoleon, den wir früher kannten, ist nicht mehr da. Unser Sieg von gestern wird erfolglos sein." Inzwischen fragte Wellington von Quatrebas aus Blücher an, ob er ihm beistehen könnte, falls er, Wellington, Napoleon bei Quatrebras erwarten wollte. Blücher antwortete: „Heute kann ich nicht kommen, aber morgen." „Well", meldete der Engländer wieder, „ich kann aber in diesem Falle nicht hier bleiben, sondern muß in meine Stellung in Mont St. Jean zurück, wo ich morgen eine Defensivschlacht annehmen werde, wenn mich der Feldmarschall mit zwei oder im Notfall auch nur mit einem seiner Armeekorps unterstützen will. Darauf Blücher: „Ich werde nicht mit einem, nicht mit zwei Korps, aber mit meiner ganzen Armee kommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß, falls uns der Bonaparte morgen am 18. Juni nicht angreifen sollte, wir unsererseits am 19. Juni ihn angreifen." So zog denn Wellington seine Truppen nach Mont St. Jean hin, und Napoleon stieß am Nachmittage des 17. Juni bei Quatrebras nur noch auf die Nachhut der Armee Wellingtons. Der Hauptschlag, den er tun wollte, blieb also für den nächsten Tag vorbehalten. Seine Streitmacht von 105,000 Mann mit 336 Geschützen schwächte er um 33,319 Mann mit 96 Geschützen unter dem Befehle des Generals Grouchy. Diesem gab der Kaiser den Auftrag, die Preußen aufzusuchen und ihnen den Zuzug zu Wellingtons Heer zu verwehren. Grouchy traf sie nach langem Suchen bei Wavre, als sie den Abmarsch zu Wellington schon begonnen hatten. Blücher ließ den General Thielmann mit einem Korps gegen Grouchy zurück und drang vorwärts in der Richtung von Mont St. Jean hin. Dort stand vom Abend an Wellingtons Streitmacht, 67,000 Mann, darunter 30,000 Deutsche, 24,000 Engländer, der Rest hauptsächlich Niederländer. Der Feldherr selbst nahm sein Hauptquartier für die Nacht eine Stunde rückwärts gegen Brüssel zu in Waterloo. Napoleons Heer lagerte in der Talsenkung vor Mont St. Jean bei Plancenoit und Genappe, und der Kaiser nächtigte im Pachthof Le Caillou beim Weiler Maison du Roi. Die Beiwachtfeuer beider Lager leuchteten in der Nacht zu wetterschwangeren Wolken auf, die bald in furchtbaren Regenströmen barsten.

So waren die Vorbereitungen getroffen für den Waffengang des Tages, der dem erneuten Kaisertum Bestand oder Untergang bringen sollte.

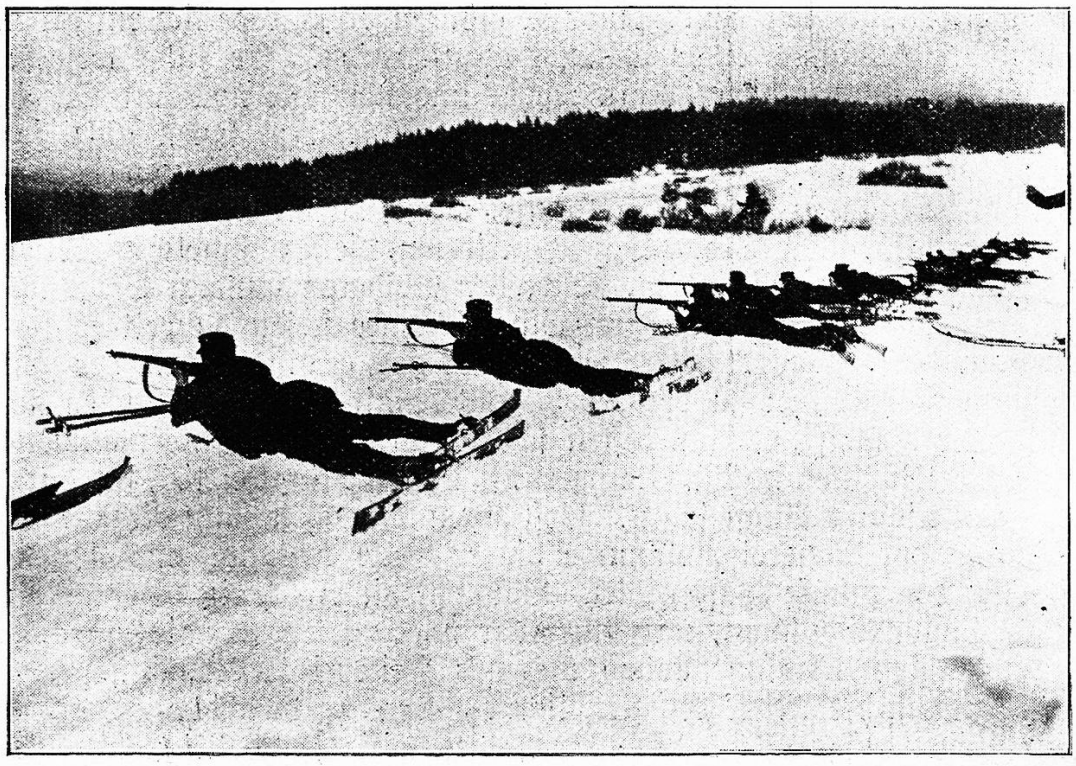
II.

Am Morgen des 18. Juni heiterte das Wetter ein wenig auf. Frühzeitig stieg der Kaiser zu Pferde, besichtigte die Stellungen der eigenen und der feindlichen Truppen durch das Fernrohr, nahm nach der Rückkehr das Frühstück und gab seiner Zuversicht Ausdruck gegen Marschall Ney: „Von 100 Chancen des Sieges sind 90 für uns und nur 10 gegen uns." Um 8 Uhr ordnete er von einer Anhöhe bei Belle Alliance aus seine Harste zur Schlacht in 11 Kolonnen, 4 für das erste, 4 für das zweite Treffen, 3 für die Reserve. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die günstigeren Stellungen des Gegners an den Hügelhängen von Mont St. Jean und beim Felsenschloß Goumont ihm den Angriff erschweren mußten. Vielleicht ließ er auch des-

halb seine Truppen vor dem Feinde in glänzender Parade sich entfalten, um ihn von der Annahme einer Schlacht abzuschrecken. Er selbst weidete sein Auge an dem Glanze dieses Aufmarsches und schwelgte noch auf St. Helena in der Erinnerung daran mit den Worten: „Die Erde schien stolz, so viele Tapfere zu sehen. Es war ein prachtvolles Schauspiel und der Feind, welcher es vollständig überblicken konnte, mußte davon einen mächtigen Eindruck empfangen. Die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, die Musikbanden spielten Melodien, welche den Soldaten hundert Siege ins Gedächtnis zurückriefen, und die französische Armee schien doppelt so stark zu sein, als sie wirklich war.“ Aber jetzt war es doch gewiß nicht an der Zeit, sich an solchem Paradespiel zu berauschen und damit köstliche Stunden zu verlieren. Der Angriff, der am besten schon früh morgens unternommen worden wäre, erlitt eine unnütze Verzögerung, und Wellington ließ sich durch das Paradestück nicht in Angst jagen. Erst gegen Mittag begann Napoleons Angriff. Von der Meierei Rossomme hinter Belle Alliance aus leitete der Kaiser jetzt das grause Waffenspiel. Bald entspinnt sich ein schweres Ringen um das Schloß Goumont, und furchtbar wiederholen sich die Vorstöße der Korps von Ney, d'Erlon, Lobau und der Reiterei Kellermanns nach den Höhen hin, um die Mitte des feindlichen Heeres zu durchbrechen und dessen linken Flügel aufzurollen. Denn auf diesem ist ja Wellingtons Stellung am schwächsten, weil der englische Feldherr für ihn den Zuzug von Blücher erwartet. Stundenlang wogt der Kampf männermordend unentschieden hin und her. Mitten in dem Getobe richtet Napoleon von seiner Anhöhe aus das Fernrohr nach dem östlichen Himmelsrande. Was zeigt sich ihm dort drüben beim weißen Turme von St. Lambert? „Etwas wie eine Wolke.“ Und den Marschall Soult fragt er: „Marschall, was sehen Sie dort über St.



Beobachtungsunterstand mit großen Perspektiven.

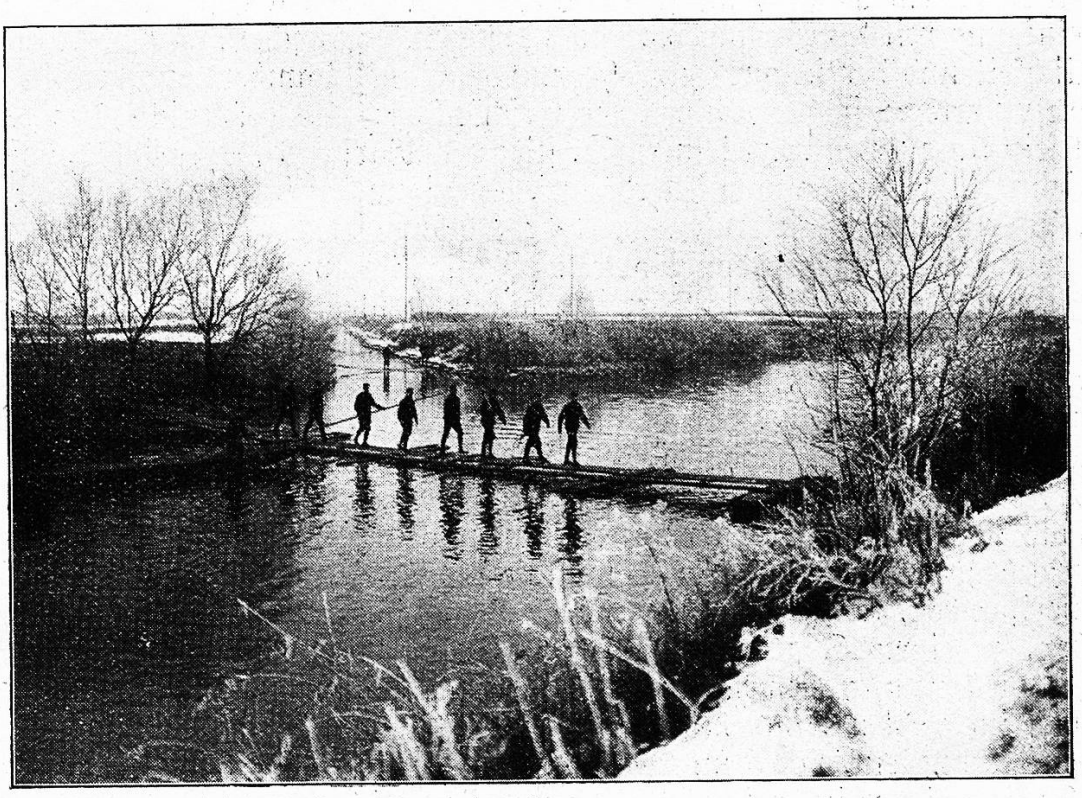


Feuernde Ski-Patrouille.

Lambert?" Der antwortet: „Ich glaube dort 5 bis 6000 Mann Truppen zu sehen, Sir. Es ist vielleicht ein Teil von Grouchys Korps." General Bernard reitet sofort auf Erkundigung aus und kehrt bald mit dem Berichte zurück: „Sire, es sind Preußen." Darauf der Kaiser: „Meine Herrn, Grouchy kommt." Das sollte wohl sagen, Grouchy treibe diese Preußen als Versprengte vor sich her. Ein schwerer, verhängnisvoller Wahn.

Doch nun einen Blick über die schmale Talmulde zwischen den beiden feindlichen Heeren hinüber in Wellingtons Lager. Frühmorgens hat er in Briefen seine Zuversicht ausgesprochen: „Ich hoffe und, was mehr ist, ich habe Grund zu glauben, daß der Tag gut gehen werde," und: „Die Preußen werden kommen." Darauf hatte er alles zum Empfange des Feindes vorbereitet. Um die Mitte des Tages hebt die Schlacht an. Um halb zwei Uhr stoßen Marschall Neys Kolonnen vom Tale aufwärts gegen Wellingtons Zentrum vor. Blutig ist auf beiden Seiten das mörderische Ringen. Tausende Tapferer fallen, unter ihnen der treffliche englische General Picton. Die Vierecke der Engländer und Deutschen stehen wie eiserne Mauern; wo sie aber von feindlicher Reiterei durchbrochen werden, da stürmt die eigene in die Lücken vernichtend nach. Auch Schloß Goumont vermag sich gegen die Anstürme zu halten, die Napoleons Bruder Jerome, der einstige lustige König von Westfalen, leitet, heute ein tapferer Soldat. Was ist es denn aber mit dem belgischen Regimente dort? Es will dem feindlichen Feuer nicht stehen und wendet sich zur Flucht. Wellington eilt herbei und redet die Entmutigten an: „Ihr müßt ein bißchen verschnaufen, meine Jungen. Ihr seid ja ganz außer Atem. Dann wollen wir zurückkehren und sehen, ob wir die Sache nicht besser machen können." Und weiter wogen Angriff und Abwehr wechselnd an den Hängen von Mont St. Jean auf und ab und übersäen den Grund

mit Leichen. Stromweise vergießen die Franzosen in stets erneuten Anstürmen ihr Blut. Im Laufe der Stunden gestaltet sich Wellingtons Lage immer bedrohlicher. Um 6 Uhr gewinnt der Feind das feste Bollwerk La Haye, eine sehr wichtige Stellung. Wellington überblickt voll Sorge die Lücken in den Reihen seiner Krieger. Gespannt, auf den Lippen das heiße Verlangen: „Ich wünsche, daß die Nacht käme oder der Blücher", richtet er die Blicke nach dem Walde, genannt das „Pariser Holz" hinüber. Von dorther müssen ja die Preußen kommen. Und siehe da, jetzt erscheinen ihre Gewalthaufen, denen die von Napoleon früher bemerkten Plänkler vorausgeeilt waren. Zuerst führt Bülow seine Mannschaft heran. Blücher folgt ihm. Ihre Kanonen grüßen nach Wellingtons Scharen hinüber. Blücher befiehlt Bülow, nach Plancenoit vorzurücken, während er selbst den rechten Flügel



Fäßchenstege.

des Feindes zu umfassen und ihm die Rückzugsstraße abzuschneiden unternimmt. Tapfer greifen die Neuangekommenen in die Schlacht ein, wie unermüdet, als ob sie nicht kurz zuvor eine Riesenleistung vollbracht hätten.

Ja, eine solche war Blüchers Zuzug von Wavre her. Die nächtlichen Wolkenbrüche hatten den Erdboden in Schlamm verwandelt, durch den die schweren Geschütze nur mit äußersten Anstrengungen weiter gebracht werden konnten. Die vielen Schluchten und Talwindungen des Geländes bereiteten zahlreiche Schwierigkeiten und Hemmungen. Was es dabei zu ertragen gab, schildert ein preußischer Offizier in seinem Tagebuch: „Meine Kompagnie hatte ihre Lagerstelle auf einem frischgepflügten Acker erhalten; von Stroh war nicht die Rede, ich legte mich daher in eine Furche, und bei der Ermüdung, die den vorangegangenen Anstrengungen folgen mußte, schliefen wir auch uneingewiegt ein. Aber welch ein Erwachen! Es hatte über Nacht stark gereg-

net, das Wasser war in Strömen die Furchen herab und auf uns zugeflossen. Vor Müdigkeit hatten wir davon nichts empfunden, und als wir endlich erwachten, waren wir von dem Schmutz, der uns in den Kragen und in die Kleider gedrungen und nun getrocknet war, wie in einen Harnisch fest gebannt und konnten uns kaum rühren. Wir sahen scheußlich aus, der ganze Leib war wie mit einer Kruste umgeben und der fette Boden aus den Kleidern nicht fortzuschaffen. Das Schlimmste, was uns jedoch begegnete, war, daß die Waffen fast alle unbrauchbar geworden waren und sich nirgends ein Platz fand, wo man sich setzen konnte, um die Gewehre auseinanderzunehmen. Wir halfen uns endlich mit unsern Mänteln, breiteten sie aus und nahmen die Wäsche zu Hülfe, um die Gewehre nur notdürftig in den Stand zu setzen." Und so gepanzert, schon seit 28 Stunden ohne genügende Ruhe, meist auch mit knurrendem Magen, mußten Blüchers Mannschaften zur versprochenen Vereinigung mit Wellington vorwärts dringen. Oft schien das die bare Unmöglichkeit und der schwierige Hohlweg von Sankt Lambert unüberwindlich. Schon murrte es in den Reihen der Erschöpften: „Es geht nicht mehr, was nicht sein kann, kann nicht sein." Da stieg der Marschall „Vorwärts", obschon ihn seine Verletzungen vom Pferdesturz bei Ligny heftig schmerzten, trotzdem vom Pferde, watete zu Fuß neben der Kolonne durch den Schlamm und feuerte die Leute an mit den Worten: „Ich sag', es muß gehen, Kinder, tausend Schock Donnerwetter! Hört ihr, wie da drüben die Kanonen nach uns schreien? Und jetzt, da wir den Millionenhund von Bonaparte so hübsch in der Klemme haben, jetzt, da wir ihm — Gott straf mir — den Garaus machen können, sollen wir uns durch das bißchen Dreck da aufhalten lassen? Oder sollten die Engländer sagen dürfen: Wir haben die Franzosen besiegt, wir allein? Wäre das doch 'ne zu große Schmach für uns, wißt ihr! Müssen auch die Scharte von vorgestern auswetzen, müssen, 's geht nicht anders; muß ausgewetzt werden, die Scharte — muß sie nicht? Und ich hab' dem Wellington versprochen, rechtzeitig zu kommen. Wollt ihr mich zu einem Hundsfott machen, zu einem Diplomatiker, he?" Solche Rede wirkte, und vorwärts ging's wieder unter dem Rufe: „Vivat de old Blüchert!" Und so erschienen sie noch im rechten Augenblicke auf dem Schlachtfelde und griffen mächtig in den Kampf ein, von dem Wellington einmal sagte: „Es war eine richtige Drescherei. Wir droschen auf sie und sie draschen auf uns los, aber wir draschen am kräftigsten." Plancenoit bildete von dieser Stunde an einen wichtigsten Punkt in der weitern Entwicklung des blutigen Dramas. Ihn zu gewinnen und zu behaupten, diese schwere Aufgabe war hauptsächlich dem Korps Bülow zugeteilt, während General Ziethen den Anschluß an Wellingtons schwachen linken Flügel vollziehen mußte. Während dieser Anordnungen traf ein Bote von General Thielmann bei Blücher ein mit der Meldung, Grouchy habe Thielmanns Korps hart angegriffen. Blücher sagte: „Tut nichts. Hier und vor uns liegt die Entscheidung, nicht rückwärts oder sonstwo, Gott straf mir. Der Thielmann soll sich seiner Haut wehren, so gut er kann, und der Bülow nur brav vorwärts auf Plancenoit. Hier müssen wir durch und wenn alle Satanasse, die der Napoleon im Leib hat, gegen uns losgelassen würden."

III.

Und weiter tobt der Kampf in die Abendstunden hinein. Dort an den Hügellehnen von Mont St. Jean kann Wellington beobachten, wie in der

Talsenkung bei Plancenoit, La Haye Sainte, Papelotte, Belle Alliance die Franzosen und Preußen furchtbar blutig um jeden Fuß breit Boden ringen. Aber er sieht auch den Rest des geschlagenen Korps d'Erlons gegen die Höhen hinandringen. Er weist den Angriff glücklich zurück; doch folgt alsbald ein neuer heftiger. Denn Napoleon hat erkannt, daß seine Sache verloren ist, falls er Plancenoit nicht mehr halten und Mont St. Jean nicht zuvor erstürmen kann. Dort liegt seine Rettung. Also vor, ihr 3000 Veteranen von den Reserven, und, den „Bravsten der Braven", Marschall Ney an der Spitze,

Beobachtungsposten.

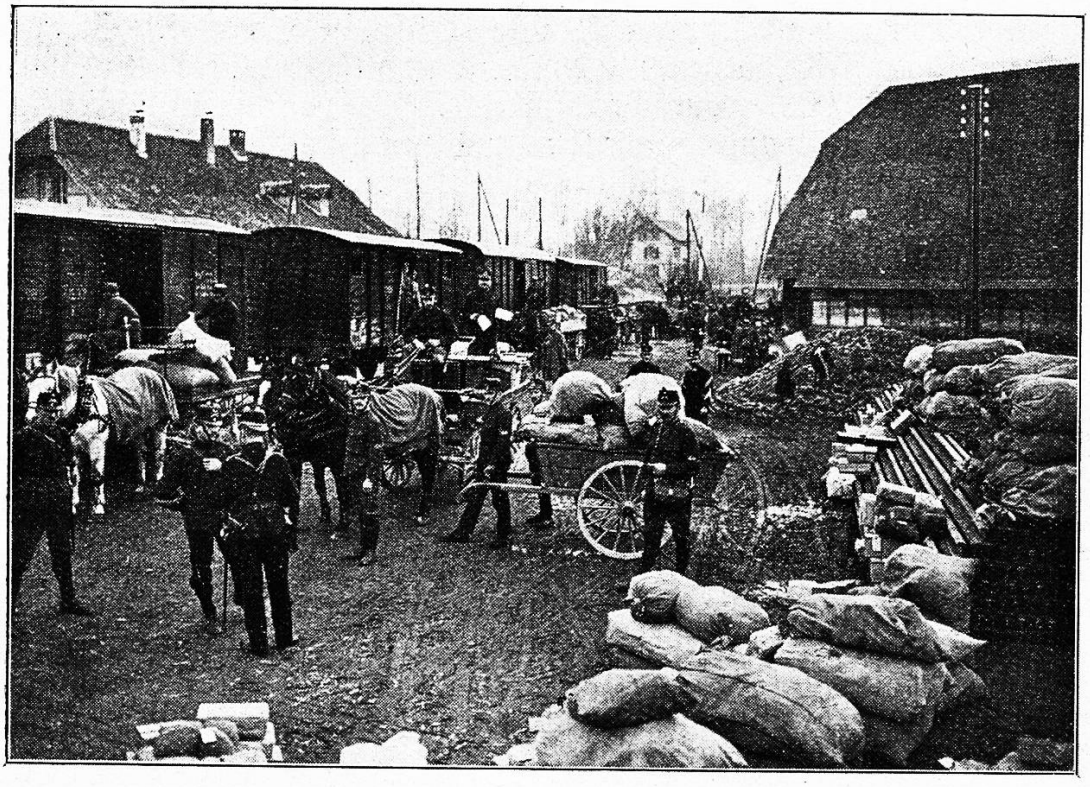
aufwärts gegen die Engländer bei Mont St. Jean! Und wie nun die Todesmutigen zum Hügelkamm gelangen, hinter dem noch, von ihnen unbemerkt, feindliche Reserven schußbereit liegen, da ertönt Wellingtons Befehl: „Auf, Garden, und Feuer!", und ein Hagel von Geschossen lichtet die Reihen der Franzosen, und die feindlichen Bajonette zwingen sie wieder die Hänge hinunter. In dieser Stunde hält das Schicksal die Wage in der Hand, und das Zünglein der Wage schwankt für Augenblicke, dann aber neigt es sich zu Ungunsten Napoleons. Die Preußen dringen in Plancenoit siegreich vor, be-

setzen das Dorf und werfen das Korps Lobaus nach Belle Alliance zurück. Und von den Hügelhöhen von Mont St. Jean wälzen sich jetzt die Kolonnen der bisher Angegriffenen als Angreifende zermalmend herab. Zwischen Rossomme und Belle Alliance macht Napoleon einen letzten Versuch zum Widerstande. Dort stellen sich in festgeschlossenen Vierecken noch einmal die Reste der kaiserlichen Garden, die Veteranen unter dem Hagel der Kartätschen der feindlichen Kanonen. „Ergebt euch, Grenadiere!" ruft man den Löwenmutigen zu. „Merde!" lautet ihre derbe Antwort. Endlich aber müssen sie sich, da ein weiterer Widerstand dem feindlichen Geschützhagel nur nutzlose Opfer brächte, doch ergeben. Ihr Verhalten bleibt auch so ehrenvoll, und es bedarf der spätern theatralisch aufgeputzten Sage nicht, General Cambronne habe die Aufforderung zur Übergabe mit den Worten zurückgewiesen: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht." Die Sage gehört ins Buch der „Treppenwitze der Weltgeschichte."

Im Gewühle des Kampfes gestaltet sich Napoleons persönliche Lage immer gefährlicher. Er sieht, daß seine bewährtesten Kriegsleute dem feindlichen Ansturme nicht mehr stand zu halten vermögen, daß Fußvolk und Reiterei in ungeordneten Haufen gegen Rossomme zurückweichen, vom jauchzenden Feinde verfolgt. Ein Adjutant nach dem andern kommt mit der Meldung, alles sei verloren. Bleich, an diesem Tage überdies von einem schmerzhaften Aderleiden gepeinigt, richtet der Kaiser die Blicke auf die niederschmetternden Vorgänge um ihn. „Ich glaube, sie sind mitten unter uns", sagt er zu einem der Generale seiner Umgebung, und einen Rat desselben in der verzweifelten Lage verwirft er mit der Erklärung: „Zu spät! Retten wir uns!" Und während die Garde noch ihren heldischen Widerstand fortsetzt, bis sie endlich erschöpft die Waffen strecken muß, flieht er, wie von panischem Schrecken er-

Wegverbesserung in der Schlucht der Pierre-Pertuis.

griffen, spornstreichs gegen Genappe. Was in dieser Stunde die Seele des Mannes durchwühlen mochte, auf dessen Haupt sich die Lorbeeren so manches glänzenden Sieges gehäuft, dessen kaiserlichen Thron Millionen und Millionen Sklavenseelen umjubelt hatten, dessen Namen aber auch schon seit Jahren die Verfluchungen zahlloser Mütter, Witwen und Waisen und freiheitlieben-



Feldpost.

der Männer begleiteten! „Eine Grenze hat Tyrannenmacht!" rief der Schicksalstag von Waterloo dem gewissenlosen Despoten zu. Überrascht, vom Schrecken überwältigt, verließ er den erreichten Wagen wieder ohne Degen, ohne Hut und Mantel und jagte zu Pferde weiter. Seine hastige Flucht führte ihn über Philippeville und Laon am frühen Morgen des 21. Juni nach Paris zurück. Schon tags darauf hatte es ein Ende mit der erneuten Kaiserherrlichkeit. Er dankte zu Gunsten seines Sohnes ab; doch wie von ihm, so wollten die Franzosen auch von dem Sohne nichts mehr wissen. Wie ein Schatten seiner selbst verließ Napoleon Paris. Seine Willenskraft, einst von unbeugsamer Riesenstärke, aber schon bei Ligny nicht mehr die frühere, war gebrochen.

Doch noch einmal den Blick zurück auf den Tag von Waterloo. Die Preußen gaben dem Siege erst seinen vollen Wert durch die nachdrücklichste Verfolgung des Feindes, der nur in durch einander gewirrten Haufen die Sambre erreichte. Unter den Beutestücken der Sieger befand sich Napoleons Degen, beladen mit Gold und Juwelen, deren Wert preußische Wehrmänner so wenig kannten, daß sie sie um wenige Groschen weggaben.

Aber nicht nur für Napoleon, sondern auch für Wellington bedeutete der Tag von Waterloo das entscheidende Walten eines Schicksals, eines unglücklichen für jenen, eines glücklichen für diesen. Hätte Blücher, allezeit getreu

dem Spruche „Ein Mann, ein Wort“, nicht noch unter unerhörten Anstrengungen dem englischen Feldherrn zur rechten Zeit hilfreichen Beistand geleistet, so hätte wohl der „eiserne Herzog“ die eiserne Kriegsfaust des Korsen als siegreiche zu spüren bekommen, all seiner tapfern Gegenwehr zum Trotze. Er konnte an jenem Tage von seinem Glücke reden, das ihm in der Gestalt des deutschen „Marschall Vorwärts“ zu guter Stunde erschien. — Die beiden Sieger tauschten um 10 Uhr nachts ihre Grüße in Genappe. Sie kamen von einem Kampffelde, dessen Boden vom englisch-deutsch-niederländischen Heere um die 20,000, vom preußischen 7000, vom französischen gegen 33,000 Tote und Verwundete bedeckten, eine unerhörte Zahl im Verhältnis zur Zahl der am Kampfe beteiligten Streitkräfte. Wellington nannte die Schlacht nach seinem Hauptquartiere Waterloo, jetzt schon und auch später nicht vom Neide auf Blücher frei, der mit weit besserem Rechte der Schlacht den Namen von Belle Alliance gab, weil dort herum die Hauptarbeit getan wurde und die Hauptentscheidungen fielen. Aber der Name Waterloo siegte ob im Munde der Völker und auf den Tafeln der Geschichtsmuse Klio.

Am nächsten Morgen schrieb Blücher an den Generaladjutant des Königs von Preußen, General von dem Knesebeck: „Mein Freund, die schönste Schlacht ist geschlagen. Der heiligste Sieg ist erfochten. Das Detaille wird er vollgen, ich denke die Bonapartsche Geschichte ist nun wohl zimlich wider zu ende. La Bellealliance den 19ten früh. ich kann nich mehr Schreiben den ich zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß.“

Ja, die Bonapartesche Geschichte war mit Waterloo zu Ende. Aber dieses Ende bedeutete nicht den Anfang einer freieren Zeit für die Völker Europas. Den einen Despoten wurden sie mit diesem Tage für immer los, nachdem er sie über ein Jahrzehnt gezwungen hatte, seinem Ehrgeize unermeßliches Gut und Ströme von Blut zu opfern. Aber sie wechselten nur die Ketten. Nicht so blutige zwar, wie der Korse ihnen angelegt hatte, mußten sie jetzt mehr tragen; dafür aber die bleiernen einer stumpfsinnigen Reaktion, die glaubte, die großen Gedanken und Errungenschaften der Revolution ersticken und vernichten zu können. So bedeutete im Grunde genommen Waterloo nur den Sieg vieler Despoten und Despötchen an der Stelle jenes einen großen, der aus den Abgründen der Revolution mit dämonischer Gewalt aufgestiegen war. Die dem Marschall Vorwärts so verhaßten „Federfuchser“, „Lumpenhunde“, die Diplomaten, betrogen die Völker um den wohlverdienten Lohn größerer Rechte, und der „eiserne Herzog“, der Held von Waterloo, zugleich aber ein geriebener „Diplomatiker“, tat eifrig mit bei ihrem schnöden Werke.

Schicksal.

Ich hab dich lieb, doch darf ich dir's nicht sagen
Und darf dich nicht, ob du mich lieb hast, fragen.
Und darf dir niemals nah sein, nie die Hand
Dir leise küssen — ewig unbekannt
Mußt du mir bleiben. Nur in scheuen Blicken
Darf ich dir manchmal heiße Grüße schicken.

Friedrich W. Wagner.